

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1908)
Heft: 1-2

Artikel: Ausblicke
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

densverein. Das Vorbild der Tätigkeit einzelner Sektionen würde anregend und ermunternd auf andere Glieder unseres Verbandes wirken. Und etwas mehr Leben allerorts wäre sehr wünschenswert. Ferner bitten wir bei diesem Anlasse unsere Abonnenten nicht nur um ihre fernere Treue, sondern um beständige Agitation für unser Vereinsorgan, das mancherorts in unserem Vaterlande das einzige Propagandamittel für die Friedenssache bildet und dem opferfreudigen Verleger bisher stets ein Sorgenkind gewesen ist. Buchdruckerlohntarife und Papierpreis schlagen fortwährend auf, und der Abonnementspreis unseres Organs bleibt stets gleich niedrig; darum ist eine Zunahme der Abonnentenzahl absolut notwendig, soll die Existenz des Blattes nicht gefährdet werden. Möge darum jeder einzelne Friedensfreund sein möglichstes zur Gewinnung neuer Abonnenten tun. Speziell werden alle Sektionsvorstände darum ersucht, bis spätestens zum 15. Februar Abschriften ihrer Mitgliederverzeichnisse und Listen von Freunden unserer Sache an die Haller'sche Buchdruckerei in Bern einzusenden. Unsere Wünsche seien nach allen Seiten hin zusammengefasst in die Worte:

Eifrigeres, tätiges Wirken im Dienste der grossen Sache!

Die Redaktion.

—o—

Ausblicke.

Im neuesten Jahrgange des „Politischen Jahrbuches der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ widmet der Herausgeber Professor Dr. C. Hilty der Frage einer künftigen Kriegswahrscheinlichkeit einen Abschnitt, den wir hier wiedergeben. Der ideal gesinnte Verfasser der drei Bände betitelt „Glück“ nimmt bezüglich der Sache, die uns so sehr am Herzen liegt, einen erschreckend skeptischen Standpunkt ein. Und von manchem unserer Leser mögen seine Worte an der Spitze eines neuen Jahrganges unserer Zeitschrift als ungeeignet betrachtet werden; denn sie vermögen ernüchternd zu wirken. Wir halten aber eine gewisse Nüchternheit in der Betrachtung der Weltlage für notwendig und erspriesslich; denn Selbsttäuschung kann unserer Sache und uns selbst nur Schaden bringen, während ruhiger Ausblick in die Wirklichkeit uns die nötige Sicherheit bei einem eventuellen Eintreten schwieriger Verhältnisse und ein ruhiges Aushalten auf dem Standpunkte, der von uns als der richtige erkannt und erwählt wurde, ermöglicht. Die nachfolgenden Worte enthalten viel leider nur allzu Wahres, und man braucht kein Pessimist zu sein, um zu erkennen, dass wir noch immer auf einem Vulkane wandeln, dessen Ausbruch früher oder später erfolgen kann. Allein, wenn wir dies alles auch zugeben, so rufen wir nur um so lauter: „So darf es nicht bleiben!“ Wir erwarten und verlangen für eine künftige Menschheit andere, gesittetere Zustände, und wir glauben an eine bessere Zukunft. Die Keime sind vorhanden, und sie werden treiben, blühen und Frucht tragen. Ob auch noch Winterstürme darüberhin toben und kalte Frühlingsnächte die Triebe zurückhalten, nur um so mächtiger werden sie einst hervorbrechen als siegende Lebenskraft!

Doch hören wir Herrn Professor Hilty:

Das Jahr 1907, schreibt der Verfasser, war in seinem ersten Abschnitte, bis zum Ende des Sommers, von einer nervösen Unruhe und Spannung erfüllt, wie sie auch im Völkerleben grössern Ereignissen voranzugehen pflegt, welche dann wie Gewitter wirken und wenigstens eine Zeitlang die Spannung auslösen. Krieg schien in der Luft zu liegen; nur wer ihn beginnen sollte, schien noch nicht völlig sicher zu sein, und die mit allerlei Allianzgerüchten verbundenen beständigen Monarchenbesuche und Ministerkonferenzen waren ebensowenig als die fruchtlose Haager Konferenz geeignet, eine wirkliche „détente“, wie man es jetzt nennt, eintreten zu lassen. Die Kriegsrüstungen aller Grossstaaten werden vielmehr ungeschwächt fort-dauern; dieses Resultat der Haager Konferenz kann einstweilen als sicher betrachtet werden. Ebenso dass eine dritte Konferenz erst nach einem vorangegangenen Kriege stattfinden wird, und schwerlich auf Anregung von Russland, welches zu einer solch führenden Rolle überhaupt keine wirkliche Berechtigung mehr besitzt.

Trotz aller an sich berechtigten Friedensbestrebungen der Völker scheinen gewisse Kämpfe in der Natur der Verhältnisse begründet zu sein und werden früher oder später mit Naturnotwendigkeit eintreten. So ist ein Krieg zwischen England und Deutschland unausweichlich und nur in bezug auf Zeit und Allianzverhältnisse noch ungewiss, sofern nämlich England darauf besteht, die unbedingt erste Rolle als See- und Handelsmacht der Welt fortwährend einnehmen zu wollen. Ebenso zwischen Amerika und Japan, sobald der Panamakanal sich seiner Vollendung nähert und die amerikanische Flotte ungefähr die gleiche Stärke wie die japanische erreicht hat, und zwischen Oesterreich und Italien, sobald es sich darum handeln wird, die europäische Türkei vollständig aufzulösen und auf der Balkanhalbinsel neue Machtverhältnisse zu gestalten.

Solchen Kriegen mittelst Schiedsgerichten ganz ausweichen zu wollen, ist Illusion; man kann sie nur mittelst Allianzen, vorläufigen Abmachungen provisorischer Natur, und vor allem durch die gegenseitige Furcht einigermassen hintanhaltend und schliesslich vielleicht auf ein geordnetes Duell beschränken, wie dies bei den letzten Ereignissen dieser Art tatsächlich der Fall war. Immer aber droht nunmehr an irgend einem Punkte, und mehr oder weniger unerwartet, eine Wetterwolke sich zusammenzuziehen und vielleicht auch zu entladen. Augenblicklich heisst dieser Punkt Marokko.

Aus den Allianzen, die gegenwärtig bestehen und deren Herbeiführung sich namentlich der in solchen Angelegenheiten unermüdlich herumreisende König Eduard von England zur Aufgabe gemacht hat, ist schwer, klug zu werden. Nur so viel ist ersichtlich, dass die früher bestehenden, wie namentlich der sogenannte Dreibund zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien, die russisch-französische Allianz, und die Uebereinkunft von Mürzsteg über die Balkan-Angelegenheiten, an Bedeutung verloren haben. Es bestehen dagegen dermalen eine Verständigung zwischen England und Frankreich, die sich speziell auf Marokko und Aegypten bezieht, und eine weitergehende Vereinigung zwischen diesen beiden Staaten, Spanien, Portugal und Italien, welche den Zweck zu haben scheint, Deutschland von jedem Einfluss auf das Mittelmeer abzuhalten. Daneben besteht noch fort das alte englisch-japanische Bündnis, das seine Kraftprobe bei Ausbruch eines amerikanisch-japanischen Krieges zu

machen hätte, und eine neue russisch-japanische Verständigung, die voraussichtlich den Keim einer dauernden Allianz enthält, welche von Russland schon vor dem Krieg geschlossen worden wäre, wenn es damals sein Hochmut schon zugelassen hätte, und die auf die Dauer mit der bestehenden englisch-japanischen schwerlich vereinbar ist. Eine weitere französisch-japanische Verständigung scheint den Zweck einer gegenseitigen Garantie der ostasiatischen Besitzungen zu haben, und endlich gehen zwischen Japan und China offenbar Dinge vor, die zurzeit noch nicht bekannt werden. Ohne Zweifel ist in neuester Zeit auch wieder eine ganz natürliche Annäherung zwischen Russland und Deutschland erfolgt, und steht die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich, welche der deutsche Kaiser zur Zeit der Konferenz von Algieras einem Sekundantenverhältnis verglich, einstweilen noch unentwegt fest.

Einige Staaten befinden sich dermalen in sich widersprechenden Allianzverhältnissen und werden je nach Umständen die eine oder andere Stellung in einem ausbrechenden Kriege ihrer Alliierten annehmen. Ganz besonders ist dies bei Italien der Fall, dessen Herrscherhaus dieses Lavieren aus alter Zeit her schon gewohnt ist.

Alle diese Machinationen gehen hinter dem Rücken der Parlamente vor. Sie sind eine gefährliche Wiederbelebung der autokratischen Regierungsweise, wie man sie, namentlich in England, kaum noch für denkbar gehalten hätte. Diese Möglichkeit, Situationen herbeizuführen, welche den Krieg unvermeidlich machen, ist eigentlich jetzt die grösste Gefahr für den Friedenszustand, der bei dieser beständigen Jagd nach Allianzen und den damit notwendig verbundenen, sich gegenseitig steigernden Rüstungen im Grund schon nicht mehr ganz besteht.

Dazu kommt dann noch das rastlose Bemühen nach einem industriellen und Handelsvorsprung, welches sogar zeitweise eine Art von ungesunder Blüte hervorruft, die in der Börsensprache „Hochkonjunktur“ genannt wird. Daraus entstehen, noch mehr als aus den eigentlich politischen Interessen, die „Fragen“, die schliesslich zum Kriege führen. Der Hauptursacher der Kriege ist jetzt der „Verkehr“, der neue Gebiete „erschlossen“ haben will, durch friedliche „Penetration“ wenn möglich, aber das Ende ist doch stets der Krieg, den die Völker dann für ihn führen müssen. In dieser Weise, aus Verkehrsinteressen, ist Japan 1854 gewaltsam aus seiner für die übrige Welt wohlthätigen Isolierung gerissen worden und wird jetzt China zum „Eintritt in die Zivilisation“ gezwungen, und wenn dann die natürlichen Folgen eintreten, sollen Friedenskonferenzen und Schiedsgerichte helfen.

Ein Gegengewicht gegen diese Bestrebungen sieht Professor Hilty im Sozialismus, „welcher uferlosen Handels- und Industriebestrebungen wieder ein natürliches Ziel setzt, das sie sonst selber nicht mehr finden“.

—o—

Die zweite Haager Konferenz.

Von *Hanns Bächtold*.

I.

Wir leben in einer denkwürdigen Zeit; die Kulturgeschichte wird es einmal beweisen, wenn wir und unsere Zeitgenossen das Zeitliche gesegnet und an-

dere Menschen, unbefangen von Zeitströmungen, die Bilanz des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts ziehen, wenn sie mit kritischem Geiste unsere Taten beurteilen, das Gute hervorgreifen, das andere achtlos beiseite lassen. Werden wir unsern Nachkommen etwas Wertvolles hinterlassen, können wir ihnen auch nur das Erbe unserer Väter ungeschmälert und unverdorben zukommen lassen? Oder wird uns die Nachwelt den Vorwurf machen, dass wir es nicht verstanden hätten, mit den ererbten Talenten zu wuchern, dass wir sie sinnlos verbraucht und verschleudert hätten, dass unser Leben nichts zum unablässigen Fortschritt der Menschheit beigetragen habe, dass wir auf dem Wege nach der Vervollkommnung hindernd, ein störendes Stäubchen im ewig arbeitenden Räderwerk gewesen seien?

Wie wird die Nachwelt über uns urteilen? Wird sie, wie wir es oft tun, staunen über die grossen Entdeckungen und Erfindungen, wird sie uns dankbar sein für die Erfolge auf dem Gebiete der Technik, der Naturwissenschaften? Oder wird sie, wie Prof. W. Förster so fein in der Einleitung seiner „Jugendlehre“ bemerkt, uns das technische Jahrhundert nennen und uns vorwerfen, die geistige Kultur vernachlässigt zu haben, wird sie uns Aeusserlichkeit nachsagen?

Ein Vater, der nur an sich denkt, dem die Vorwürfe, die ihm seine Nachkommen deshalb machen können, gleichgültig sind, verdient nicht, Vater zu sein; eine ganze Zeit, für die das Urteil der Nachwelt nicht der Ansporn ist, Dauerndes, der Vervollkommnung Fähiges zu schaffen, oder ihr wenigstens die ererbten Güter zu überliefern, verdient nicht, gewesen zu sein.

Das Schlimmste, was man uns nachsagen könnte, wäre die Kurzsichtigkeit, wäre der Vorwurf, dass uns der weite Blick über unsere Zeit hinaus gefehlt habe, dass wir zu sehr von uns eingenommen, oder zu sehr an die Unaustilgbarkeit unserer Fehlerchen und Lästchen geglaubt hätten, um die Anstrengungen, die gemacht wurden, sie auszurotten, zu würdigen und nach Vermögen zu unterstützen. Dass wir in gewissem Sinne ebenso sehr reaktionär gesinnt waren wie vergangene Zeiten, über die wir jetzt hart urteilen, dass wir ebenso wie sie der Ueberzeugung sind, dass bestehende Verhältnisse und Einrichtungen nicht geändert werden können, weil sie im tiefsten Grunde der menschlichen Natur wurzeln, weil sie immer, soweit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, bestanden haben. Dass wir, die wir doch soviel Althergebrachtes oft mit Unrecht niedrigerissen haben, so viel neues geschaffen haben, nicht auch Hand legten an Glieder, die krank waren und unsagbaren Schaden stifteten, die das ganze stolze Gebäude, auf das wir so zufrieden blickten, in seinen Grundfesten erzittern lassen. Dass wir sie nicht, und wenn der momentane Schmerz auch noch so gross gewesen wäre, entfernten, obwohl wir von ihrem Schaden überzeugt waren, ihn deutlich einsahen oder doch zugeben mussten, dass sie trotz der vielen Mühen und Kosten, die wir darauf verwandten, nichts Erspriessliches zur Folge hatten, nichts, woran wir uns und unsere Nachwelt erfreuen konnten. Dass wir, weil es uns am weiten Blick fehlte, diese Arbeit ihnen überliessen, die nach uns kamen, und so ihre Arbeit an der Vervollkommnung hinderte?

Das ist ein Vorwurf, den wir gerne den Geschlechtern, die vor uns waren, machen. Aber auch uns wird er gemacht werden. Vielleicht noch mehr, als wir ahnen, wird die Nachwelt uns vorwerfen, nicht das richtige Verständnis gehabt zu haben für Ideen